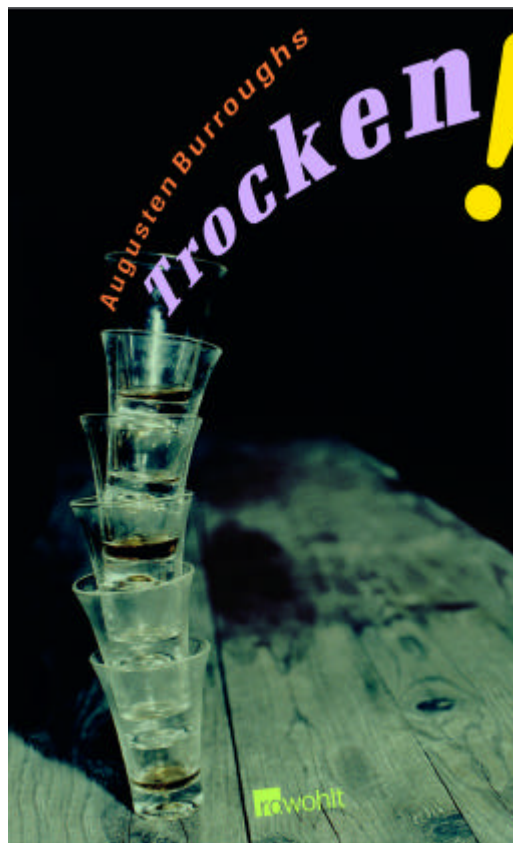


Leseprobe:

Augusten Burroughs Trocken!

(Seiten 11 - 20)



Just do it

Wenn man in der Werbung arbeitet, bekommt man manchmal Produkte auf den Tisch, die der letzte Mist sind, und trotzdem muss man so tun, als wären sie absolut top und für die Verbesserung der Lebensqualität unentbehrlich. Einmal musste ich zum Beispiel eine Kampagne für eine Pflegespülung entwickeln. Die Strategie lautete: *Bringt fühlbare Geschmeidigkeit und sichtbares Volumen.* Es

gab da nur ein Problem – die Spülung war beschissen. Sie verklebte die Haare, und die Probandinnen in den Fokusgruppen fanden sie grauenhaft. Außerdem stank sie. Statt frisch gespült roch das Haar nach Kaugummi und Desinfektionsmittel. Aber natürlich musste ich den Leuten irgendwie weismachen, das Stinkezeug wäre die beste Haarspülung, die je kreierte wurde. Ich musste ihr ein Image verleihen, das schön und sexy war. Für jeden erschwinglich und doch exklusiv.

Die Werbung lässt alles besser aussehen, als es in Wirklichkeit ist. Deshalb habe ich in der Werbung eine so tolle Karriere hingelegt. In dieser Branche dreht sich alles darum, in den Menschen falsche Erwartungen zu wecken. Nur wenige können das so gut wie ich, denn ich wende die Grundprinzipien der Werbung schon lange auf mein Leben an.

Als ich dreizehn war, schob mich meine verrückte Mutter an ihren geisteskranken Psychiater ab, der mich adoptierte. Mein Leben dort war geprägt von unbeschreiblicher Verwahrlosung, Pädophilen, Schule schwänzen und Tabletten. Als ich dieser Hölle schließlich entkam, stellte ich mich bei diversen Werbeagenturen als jugendlicher, leicht exzentrischer Autodidakt voller Leidenschaft vor, der vor Ideen nur so übersprudelt. Ich verschwieg, dass ich nicht richtig schreiben konnte und Schwänze geblasen hatte, seit ich dreizehn war.

Es gibt nicht viele Neunzehnjährige, die in der Werbebranche Fuß fassen, obwohl sie nur einen Grundschulabschluss und null Vitamin B haben. Nicht jeder kann einfach so von der Straße hereinspazieren, Texter werden, an einem protzigen, schwarzen Konferenztisch hocken und Sprüche loslassen wie: «Vielleicht kriegen wir Molly Ringwald als Sprecherin», oder: «Das wird absolut hip und

MTV-mäßig.» Aber mit neunzehn wollte ich genau das. Und genau das bekam ich, was mir das Gefühl bescherte, mit meinen Geistesgaben könnte ich die Welt beherrschen.

Ich mochte mein Glück kaum fassen, als ich mit neunzehn Juniortexter für den Etat des Verbands der amerikanischen Kartoffelbauern wurde. Für siebzehntausend Dollar Jahresgehalt, was verglichen mit den neuntausend, die ich zwei Jahre zuvor als Kellner in einem Grill-Restaurant verdient hatte, ein Vermögen war.

Das ist das Tolle an der Werbung. Werber interessiert es nicht, wo du herkommst und wer deine Eltern sind. Es spielt keine Rolle. Du könntest unter deinem Küchenfußboden skelettierte Mädchenleichen lagern; solange dir ein besserer Werbespot für Chuck-Wagon-Campingzubehör einfällt, gehörst du dazu.

Jetzt bin ich vierundzwanzig und bemühe mich, nicht über meine Vergangenheit nachzudenken. Ich will nur an meinen Job und an meine Zukunft denken. Zumal in der Werbung gilt, dass du nur so gut bist wie deine letzte Kampagne. Diese Devise des dynamischen Vorwärtsdrangs findet sich in vielen Slogans wieder.

Think different. (Apple, Chiat/Day.)

Just do it. (Nike, Wieden and Kennedy.)

Verdammt, irgendwas stimmt nicht. (Ich morgens um halb fünf zu meinem Badezimmerspiegel, wenn ich sternhagelvoll bin.)

Dienstagabend. Ich bin seit zwanzig Minuten zu Hause und sehe die Post durch. Wenn ich eine Rechnung aufmache, läuft es mir kalt den Rücken runter. Aus irgendeinem Grund fällt es mir schwer, Schecks auszustellen. Ich schiebe es jedes Mal bis zum allerletzten Moment auf, meistens

so lange, bis das Inkassobüro eingeschaltet wird. Das hat nichts damit zu tun, dass ich die Rechnung nicht bezahlen könnte – ich kann –, aber ich gerate in Panik, wenn ich mit Verpflichtungen konfrontiert werde. An Regeln und Strukturen bin ich nicht gewöhnt, und es kostet mich viel Schweiß, damit Telefon und Strom angestellt bleiben. Meine Rechnungen bewahre ich in einem Karton neben dem Herd auf. Persönliche Briefe und Karten wandern in den Spalt zwischen dem Computer und dem Drucker auf meinem Schreibtisch.

Das Telefon klingelt. Ich lasse den Anrufbeantworter rangehen.

«Hey, hier ist Jim ... ich wollte nur fragen, ob du Lust auf einen schnellen Drink hast. Ruf mich an, aber möglichst bis ...»

Als ich abnehme, quietscht der AB wie eine Katze, die gerade erwürgt wird. «Gerne», sage ich. «Mein Alkoholpegel ist bedenklich niedrig.»

«Cedar Tavern um neun.»

Die Cedar Tavern liegt zwischen University und Twelfth, und ich wohne Ecke Tenth und Third, nur ein paar Blocks entfernt. Jim wohnt Ecke Twelfth und Second. Das macht die Bar zu einem Knotenpunkt zwischen uns; einer der Gründe, weshalb ich sie mag. Der andere sind die riesigen Wodka Martinis – große Schalen Wodka-suppe. «Bis später», sage ich und lege auf.

Jim ist klasse. Er ist Leichenbestatter. Das heißt, genau genommen ist er es wohl nicht mehr. Er ist zum Sargverkäufer aufgestiegen, oder wie er es nennt, zum «Vorsorgeberater». Das Bestattungsgewerbe steckt voller Euphemismen. Im Bestattungsgewerbe wird nicht «gestorben». Es wird «von uns gegangen», als handele es sich lediglich um eine Reise in eine andere Zeitzone.

Jim trägt Old-Style-Hawaiihemden, sogar im Winter. Wenn man ihn so sieht, könnte man ihn für einen stinknormalen Italiener halten. Einen Polizisten vielleicht oder einen Pizzeriabesitzer. Aber er ist Leichenbestatter durch und durch. Letztes Jahr zu meinem Geburtstag hat er mir zwei Flaschen geschenkt. Eine mit einer hübschen rosa Lotion, die andere mit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit. Permarosa und Restauro: Balsamierflüssigkeiten. So etwas findet man nicht unter der Rubrik Wohnaccessoires für das behagliche Heim. Ich bin nicht so hohl, mir meine Freunde danach auszusuchen, womit sie ihre Brötchen verdienen, aber in Jims Fall, muss ich sagen, war sein Beruf ein großer Pluspunkt.

Ein paar Stunden später betrete ich die Cedar Tavern und fühle mich auf der Stelle wohl. Rechts von mir befindet sich eine mächtige Bar, die vor hundert Jahren aus uralten Eichen handgeschnitzt wurde. Die Wand dahinter ist mit dem gleichen Holz getäfelt, und darin sind hohe Spiegel aus geätztem Glas eingelassen. Neben den Spiegeln hängen stumpfe Messinglampen mit bunten Glaseschirmen. Keine einzige Glühbirne in diesem Laden hat mehr als fünfundzwanzig Watt. Im hinteren Teil gibt es schöne, hohe Holzsitzecken und Ölgemälde, die englische Hühnerhunde und Großvatergestalten in weinroten, ledernen Ohrensesseln darstellen. Zu essen gibt es auch: dünne, panierte Steaks, Fish and Chips, Cheeseburger und einen extrem faden Eisbergsalat mit Croûtons aus der Tüte. Ich könnte hier wohnen. Wenn ich es nicht schon täte.

Jim sitzt an der Bar, und obwohl ich fünf Minuten zu früh bin, ist sein Wodka Martini schon halb leer.

«Du elender Säufer», sage ich. «Wie lange bist du schon hier?»

«Ich hatte Durst. Eine Minute ungefähr.»

Wie es aussieht, beobachtet er eine Frau, die allein an einem Tisch bei der Jukebox sitzt. Sie trägt eine Khakihose, eine rosa-weiß gestreifte Bluse aus robustem Stoff und weiße Reeboks. Ich klassifiziere sie sofort als Krankenschwester nach Schichtende. «Nicht dein Typ», sage ich.

Er wirft mir seinen *Woher zum Teufel willst du das wissen*-Blick zu. «Und warum nicht?»

«Sieh dir doch an, was sie trinkt. Kaffee.»

Er verzieht das Gesicht, wendet den Blick von ihr ab und trinkt von seinem Wodka.

«Du, ich kann heute Abend nicht so lange. Ich muss morgen früh um neun im Metropolitan sein.»

«Im Metropolitan?», fragt er ungläubig. «Was hast du da denn verloren?»

Ich verdrehe die Augen und gebe dem Barman mit dem Finger ein Zeichen. «Fabergé bringt gerade ein neues Parfüm auf den Markt, und morgen treffen wir uns mit denen zum Brainstorming in der Fabergé-Ausstellung.» Ich bestelle einen Ketel One Martini, ohne Eis, mit Olive. Die Oliven hier sind grün und winzig klein; das gefällt mir. Die großen, dicken kann ich nicht ausstehen. Die nehmen zu viel Platz im Glas ein.

«Das heißt, ich muss in Schlips und Kragen antanzen und mir den ganzen Vormittag beschissene Fabergé-Eier angucken. Übermorgen findet dann in der Agentur ein grausames Meeting mit der obersten Managementetage statt. Irgendwas mit globalen Visionen. Das wird so eins von den Meetings, die einem schon Wochen vorher auf den Magen schlagen.» Ich trinke den ersten Schluck Wodka Martini. Genau das hat mein Organismus gebraucht. «Gott, wie ich die Werbung hasse.»

«Such dir endlich einen vernünftigen Job», sagt Jim.

«Dieser Werbekram ist doch ekelhaft. Du spazierst den ganzen Tag durchs Met und siehst dir Fabergé-Eier an. Du verdienst einen Haufen Kohle, und trotzdem tust du nichts anderes, als zu nörgeln. Mann, dabei bist du noch nicht mal fünfundzwanzig.» Er fischt mit Daumen und Zeigefinger die Olive aus seinem Glas und steckt sie in den Mund.

Ich sehe ihm dabei zu und denke unwillkürlich: Wo diese Finger schon überall gewesen sind.

«Warum versuchst du nicht, einer achtundsiebzigjährigen Witwe in der Bronx ihren eigenen Sarg zu verkaufen?»

Diese Unterhaltung haben wir schon oft geführt, sehr oft. Der Leichenbestatter fühlt sich mir überlegen, und das ist er auch. Er ist der Meister Proper der Gesellschaft. Er bietet eine sinnvolle Dienstleistung an. Ich dagegen leiste den Menschen einen schlechten Dienst, indem ich sie mit lauter Tricks dazu bringe, sich von ihrem Geld zu trennen.

«Ja, ja, bestell uns lieber noch 'ne Runde. Ich muss pinkeln.» Ich lasse ihn an der Bar stehen und gehe zum Herrenklo.

Wir trinken jeder noch vier Wodka Martinis in der Cedar Tavern. Vielleicht fünf. Gerade genug, dass ich mich so locker und wohl in meiner Haut fühle wie ein Turner. Jim schlägt vor, noch ein bisschen weiterzuziehen. Ich werfe einen Blick auf die Armbanduhr: gleich halb elf. Eigentlich müsste ich dringend nach Hause und ins Bett, damit ich morgen früh ausgeschlafen bin. Aber dann denke ich: Also gut, wann muss ich *allerspätestens* schlafen, um morgen fit zu sein? Wenn ich um neun dort sein will, muss ich um halb acht aufstehen, das heißt, ich darf nicht später ins Bett als – ich nehme die Finger zu Hilfe, weil

ich schwach im Rechnen bin, besonders im Kopfrechnen – halb eins. «Was schwebt dir vor?», frage ich.

«Keine Ahnung, lass uns einfach ein Stück laufen.»

Ich sage: «Okay», und wir gehen nach draußen. Sobald ich die frische Luft einatme, oxidiert etwas in meinem Hirn, und ich bin leicht beduselt. Nein, nicht betrunken, nicht einmal annähernd. Obwohl ich jetzt bestimmt nicht versuchen würde, eine Kettensäge zu bedienen.

Wir gehen zwei Blocks die Straße runter und betreten eine Eckkneipe, in der manchmal Live-Jazz gespielt wird. Jim erklärt mir gerade, das absolut Schlimmste, was einem Leichenbestatter passieren könne, sei ein «Springer».

«Zwei Ketel One, ohne Eis, mit Olive», sage ich zum Barman und wende mich wieder Jim zu. «Was ist denn so schlimm an Springern? Na los, sag schon!» Ich liebe diesen Typen.

«Wenn du ihre Gliedmaßen bewegst, flutschen die gebrochenen Knochen unter der Haut hin und her und machen so ein ...» Unsere Drinks kommen. Er trinkt einen Schluck und fährt fort. «... so ein knackendes Geräusch.»

«O Scheiße, das ist ja grauenhaft», rufe ich begeistert. «Und weiter?»

Er trinkt noch einen Schluck und legt nachdenklich die Stirn in Falten. «Also gut, ich weiß, das wird dir gefallen. Wenn es ein Kerl ist, binden wir ihm eine Schnur um den Schwanz, damit keine Pisse raustropft.»

«O Mann.» Wir trinken beide von unserem Drink. Mir fällt auf, dass ich ihn eher hinunterstürze als trinke und in Kürze den nächsten brauchen werde. Die Wodka Marti-

nis hier fallen sträflich mickrig aus. «Los, erzähl mir noch mehr Horrorgeschichten.»

Er erzählt, wie er einmal eine Tote mit abgetrenntem Kopf hatte, deren Familie auf einer Trauerfeier mit offenem Sarg bestand. «Kannst du dir das vorstellen?» Also brach er ein Stück von einem Besenstiel ab und rammte es ihr durch den Hals in den Leib. Dann musste er nur noch den Kopf obendrauf stecken und kräftig drücken.

«Wahnsinn.» Er hat schon Sachen gemacht, die außer ihm nur Häftlinge im Todestrakt gemacht haben.

Er lächelt, und ich glaube, einen gewissen Stolz zu erkennen. «Ich habe ihr einen weißen Rollkragenpullover aus Kaschmir angezogen, und am Ende sah sie richtig gut aus.» Er zwinkert mir zu und stibitzt sich die Olive aus meinem Drink. Aus diesem Glas werde ich bestimmt nicht mehr trinken.

Nach ungefähr fünf weiteren Wodka Martinis schaue ich wieder auf die Uhr. Viertel vor eins. Ich muss dringend nach Hause, ich werde mich morgen sowieso wie eine Leiche fühlen. Aber ich gehe nicht. Stattdessen bestellt Jim uns einen Absacker.

«Nur ein Cuervo ... als Glücksbringer.»

Das Letzte, woran ich mich erinnere, ist, dass ich auf der Bühne einer Karaoke-Bar irgendwo im West Village stehe. Die Scheinwerfer leuchten mir ins Gesicht, und ich versuche, den Text der Titelmelodie von *Drei Mädchen und drei Jungen* zu lesen, der vor mir auf dem Bildschirm vorbeizieht. Ich muss ein Auge zukneifen, weil ich alles doppelt sehe, aber sobald ich das tue, verliere ich das Gleichgewicht und fange an zu schwanken. Jim lacht sich in der ersten Reihe halb tot und trommelt mit beiden Händen auf den Tisch.

Der Boden unter mir gerät ins Wanken, und ich falle.

Der Barmann verlässt seinen Posten und hilft mir von der Bühne. Es ist schön, seinen Arm um meine Schultern zu spüren, und ich habe Lust, mich zärtlich an ihn zu schmiegen und ihn vielleicht sogar auf den Mund zu küssen. Zum Glück lasse ich es bleiben.

Draußen vor der Bar sehe ich auf die Uhr und nuschele mit schwerer Zunge: «Das kann doch nicht wahr sein.» Ich lehne mich an Jims Schulter, damit ich nicht vom tückisch wogenden Bürgersteig falle.

«Was?», fragt er grinsend. Ein dünner Plastikstrohhalm steckt hinter seinem Ohr. Er ist rot und an beiden Enden angekaut.

Ich hebe den Arm, bis sich meine Uhr fast an seine Nase drückt. «Da.»

Er schiebt meinen Arm weg, damit er die Uhrzeit ablesen kann. «Ups! Wie ist denn das passiert? Bist du sicher, dass die richtig geht?»

Die Zeiger stehen auf Viertel nach vier. Unmöglich. Ich frage mich laut, warum meine Uhr mitten in Manhattan die Zeit in Europa anzeigt.